

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Horzon, Rafael
Das weisse Buch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4279
978-3-518-46279-9

suhrkamp taschenbuch 4279

Rafael Horzon – Möbelmagnat, Originalgenie und Apfelkuchentycoon. Als Student und Paketfahrer gescheitert, baute er über Jahre hinweg das modocom-Imperium auf: Modelabel, Partnertrennungsbüro, Nachtclub, Fachgeschäft für Apfelkuchenhandel – eine bahnbrechende Idee jagte die nächste, und jedes Projekt sorgte für enormes Aufsehen: Mit einem Föhn begeisterte er die Kunstwelt, mit der Kopfkrawatte revolutionierte er die Welt der Mode und schaffte es, mit der Erfindung des perfekten Buchregals einen schwedischen Möbeldiscounter vollständig vom Markt zu verdrängen. Auf dem Höhepunkt seines an Ereignissen nicht armen Lebens hält er inne und blickt zurück. Und siehe da: Horzon erweist sich auch noch als überaus charmanter und intelligenter Erzähler seiner selbst.

Rafael Horzon, 1970 in Hamburg geboren, studierte Philosophie, Latein, Physik und Komparatistik in Paris, München und Berlin, bevor er sich 1995 zum Paketfahrer der Deutschen Post ausbilden ließ. Ab 1996 Gründung zahlreicher Unternehmen wie der Galerie Berlintokyo, der Wissenschaftsakademie Berlin, des Möbelhauses Moebel Horzon, des Modelabels Gelée Royale und eines Fachgeschäfts für Apfelkuchenhandel. Rafael Horzon lebt und arbeitet in Berlin.

Rafael Horzon
DAS WEISSE BUCH

Suhrkamp

Umschlagfoto: Franziska Sinn

suhrkamp taschenbuch 4279

Erste Auflage dieser Ausgabe 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46279-9

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

DAS WEISSE BUCH

Man träumt gar nicht oder interessant.
Man muss lernen, ebenso zu wachen –
gar nicht oder interessant.

Friedrich Nietzsche

KAPITEL I

Es war sehr still. Ich ging über einen menschenleeren Platz, der von Arkadengängen umgeben war. Die schattigen dunklen Gewölbe hoben sich scharf von den hellen Bögen der Fassaden ab. In der Mitte des Platzes stand ein Pavillon, auf den acht Wege sternförmig zuliefen. Summend spazierte ich einen der Wege entlang. Plötzlich bemerkte ich einen Gegenstand, der in einiger Entfernung vor mir auf dem Boden lag. Als ich etwas näher kam, sah ich, dass es eine Geldbörse war. Ich konnte mein Glück kaum fassen und begann zu laufen. Die Börse war prall gefüllt. An den Seiten quollen grüne und braune Scheine heraus. Als sie direkt vor meinen Füßen lag, sah ich mich noch einmal in alle Richtungen um, dann bückte ich mich. Ich streckte den Arm aus, ganz langsam, wie in Zeitlupe, um diesen schönen Moment künstlich zu verlängern. Ich schloss sogar die Augen, ich lächelte. Es ist sogar möglich, dass mir voller Vorfreude ein kleiner Speichelfaden aus dem Mund lief. Dann griff ich zu!

In den harten, steinigen Boden! Erschrocken riss ich die Augen auf: Das Portemonnaie war weg! Ich drehte mich zur Seite und sah hinter einem Busch einen dicken Jungen stehen, mit roten Backen und weit aufgerissenen Augen. Blitzschnell zog er das Portemonnaie an einem Bindfaden zu sich heran, nahm es hoch und rannte damit davon. Ein kleiner Propeller auf seiner Mütze drehte sich im Wind. Sein Lachen hallte über den leeren Platz. Es klang wie Möwengeschrei.

Wie Möwengeschrei einer Möwe aus Stahl. Als der Junge verschwunden war, ging ich zum Pavillon, setzte mich auf eine der Bänke, die in seinem Innern aufgestellt waren, und fing an zu weinen. Stundenlang. Bis der ganze Platz ein Meer aus Tränen war.

An dieser Stelle wachte ich normalerweise auf. So auch an diesem Tag. Ich drehte mein tränenbenetztes Kissen um, dann griff ich nach dem kleinen Notizbuch, das ich mir bei meiner Ankunft in Paris gekauft hatte und das immer auf meinem Nachttisch lag. *Journal de Rêves* stand darauf in geschwungenen Buchstaben: Traumtagebuch. Ich schlug es auf und blätterte durch die vollgeschriebenen Seiten: Hundertfünfundzwanzig Nächte, hundertfünfundzwanzigmal derselbe Portemonnaie-Traum: Geldbörse, las ich ... Prall gefüllt, las ich ... Dicker Junge, las ich ... Möwengeschrei.

Hundertfünfundzwanzigmal! Lächerlich! War ich wirklich so sehr vom Wunsch besessen, reich zu werden? Verärgert warf ich das Buch in die Ecke. Für Sigmund Freud mochte das Traumtagebuch grossen Sinn gemacht haben. Für mich war es reine Zeitverschwendung.

Als ich die Decke hochriss, um aus dem Bett zu steigen, fielen einige Bücher zu Boden, die ich vor dem Einschlafen gelesen hatte: *Die Gesänge des Maldoror* von Lautréamont in einer kostbaren Erstausgabe von 1868, Dostojewskis *Schuld und Sühne*, die neueste Ausgabe des *Playboy*, Nietzsches *Fröhliche Wissenschaft*, Jack Londons *Der Werwolf von Paris*.

Mein Blick fiel auf den Reisewecker, der auf meinem Nachttisch stand: Schon fünfzehn Uhr! Ich sprang auf, stiess mit dem Kopf gegen die Dachschräge, fiel seitwärts mit dem Ellbogen auf den glühend heissen Camping-Kocher, mit dem

ich meine Dienstbotenwohnung heizte, schrie auf und fand gerade noch Halt am Waschbecken, das direkt neben meinem Bett an die Wand genagelt war.

Womit auch schon mein gesamtes Inventar aufgezählt wäre. Mehr gab es nicht in der zweieinhalb Quadratmeter grossen *Chambre de Bonne*, die ich für ungefähr fünftausend Mark im Monat von einer alten Dame mietete.

Ich behielt meinen grauen Wollpullover und meine weisse Leinenhose, die ich auch als Pyjama benutzte, gleich an und warf meinen dunkelblauen Dufflecoat über, den ich mir gekauft hatte, weil ich ihn für sehr französisch hielt. Dann stürmte ich auf den Korridor. Vorsichtig stieg ich über den dicken schnarchenden Mann, der mit einer roten Rose auf dem Bauch vor der Tür meines Nachbarn lag. Dann rannte ich die sechs Etagen des Dienstbotenaufgangs hinunter, laut die Marseillaise pfeifend. Am Eingang zur Metro kaufte ich mir ein Croissant und eine heisse Schokolade und stieg damit in den Zug. Eine halbe Stunde später war ich in der Universität.

Der Saal war zum Bersten gefüllt, wie immer. Die Studentinnen und Studenten redeten aufgereggt durcheinander, in Erwartung des grossen, wöchentlichen Spektakels. In der Mitte der Bühne stand ein hoher Katheder aus Sandelholz. Er war so hoch, dass auch noch die Studenten in der letzten Reihe den Kopf heben mussten, um den Redner zu sehen. Hinter dem Katheder hing über die gesamte Breite der Bühne ein acht Meter hoher, dunkelroter Samtvorhang. Ich schaute auf die Armbanduhr meines Nachbarn – ich selber trug selbstverständlich keine –, sie zeigte genau sechzehn Uhr.

Der zwergwüchsige Saaldiener, der am Rand der Bühne gesessen hatte, erhob sich nun und schlug mit einer grossen Holzstange, ungefähr doppelt so hoch wie er selbst, dreimal, mit ehrfurchtgebietenden Pausen dazwischen, auf den dunkel dröhnenden Bühnenboden. Das Licht im Saal erlosch. Alles verstummte.

Nun erstrahlten im Bühnenboden verborgene Lampen, die den Samtvorhang von unten verheissungsvoll beleuchteten. Mein Herz schlug schnell und schneller. Auch der Katheder wurde nun von unten bestrahlt. Es folgten weitere endlose Minuten. Kein Ton war zu hören.

Dann, mit einem Mal, teilte sich lautlos der Vorhang, und aus dem Spalt heraus trat ER: Jacques Derrida.

Würdevoll, aber ohne falschen Pomp, stieg er die Treppen zum Rednerpult empor. Sein Gesicht, das von einer Leselampe nun von unten erhellt wurde, wirkte wie ein Leuchtturm und strahlte grosse Weisheit aus.

Derrida starrte eine Zeitlang wortlos in den schwarzen Saal, kniff die Augen zusammen, riss sie dann plötzlich auf und sagte, wobei er jedes Wort einzeln betonte: »Le – soleil – est – froid!« *Die Sonne ist kalt!*

Empört sprang ich von meinem Sitz auf, rückte mit beiden Händen mein Barett zurecht, das mir beim Aufspringen vor die Augen gerutscht war, und rief mit meiner angenehm hellen Stimme, in akzentfreiem Französisch: »Aber, Monsier le Maître, wie kann das sein, noch gestern war ich in den Tuileries und habe mich gesonnt, und die Sonne war heiss! *Ce n'est pas possible*, verflixt nochmal!«

Wütend blinzelte Derrida in den Zuschauerraum, bedeckte seine Leselampe mit den Händen, um zu sehen, welcher Trottel ihn da störte. Doch kaum hatte er mich, seinen Lieb-

lingsstudenten, erkannte, huschte ein nachsichtiges Lächeln über sein Gesicht: »Geduld, *cher ami*, setzen Sie sich, ich werde es Ihnen erklären!«

Derrida sprach lange, mit ruhiger Stimme, und jedes Wort sog ich in mich auf. Die Sonne, sagte Derrida, wärmt mit ihren Strahlen die Dinge. Die Dinge werden von den Strahlen bestrahlt und werden warm. Alle Dinge sind warm, weil sie wärmende Strahlen von der Sonne erhalten. Alle Dinge erhalten diese wärmenden Strahlen – mit einer Ausnahme. Mit Ausnahme der Sonne. Die Sonne erhält als Einzige keine wärmenden Strahlen. Also ist die Sonne kalt.

Benommen verliess ich das Auditorium. Derartiges hatte ich noch nie gehört. Aber wenn es stimmte, dass die Sonne nicht heiss war, sondern kalt – und das hatte der Maître ja eindeutig bewiesen! –, dann konnten auch alle anderen Wahrheiten ebenso gut Unwahrheiten sein. Dann konnte Schwarz auch Weiss sein und Dunkel Hell. Dann konnte Sinnvolles auch sinnlos und Sinnloses sinnreich sein. Dann konnte ein Tapeetenladen auch eine Hochschule sein. Oder eine Ziege ein Bademeister. Denn ob etwas richtig oder falsch war, gut oder böse, hässlich oder schön, das steckte nicht in den Dingen selbst. Das hatte ich doch gerade gestern noch vor dem Einschlafen gelesen! Sondern es wurde von Menschen in Regeln und Definitionen festgeschrieben, um allen anderen Menschen das Nachdenken auszutreiben.

Um sie im gleichen Trott zu halten.

Um sie besser lenken zu können!

Wie eine Schafherde!

Aber diese tyrannisierenden Regeln sollten für mich von nun an nicht mehr gelten. Von nun an war alles erlaubt. Von nun an wollte ich selber bestimmen, wie diese Welt zu sehen war. Und wie in dieser Welt zu leben war.

Verwirrt und berauscht von diesen unsagbar radikalen Gedanken streifte ich singend durch das Quartier Latin. Am Ufer der Seine kletterte ich auf einen Lastenkahn, schnitt die Taue durch und liess mich durch das nächtliche Paris treiben. Als ich an einem Kino vorbeikam, sprang ich von Bord, nicht ohne vorher noch die Trikolore vom Heck zu schneiden und mir über die Schultern zu werfen. Im Kino lief *L'Eclipse* von Antonioni. Ich weinte von der ersten Minute an, den ganzen Film hindurch. In allem erkannte ich mich wieder! Die neuen, noch hohlen Hochhäuser aus Beton: Das war ich. Der Treffpunkt von Monica Vitti und Alain Delon, nämlich die Regentonne, die sich Tropfen für Tropfen mit Wasser füllte: Das war ich! Und dann das Schlussbild des Films: Eine sehr moderne Strassenlaterne, die einsam im Nebel leuchtete: Ich.

Schluchzend wankte ich nach Hause und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

KAPITEL 2

So zogen meine Pariser Monate ins Land. Vormittags sass ich meist vor dem Café de Flore, trank mit abgespreizten Fingern einen Espresso nach dem anderen und lachte hysterisch über die Scherze der Clowns, die von einem Strassenlokal zum nächsten zogen.

Nachmittags ging ich spazieren.

»Wenn du das Glück hast, als junger Mensch in Paris zu leben«, pflegte ich laut zu mir selbst zu sagen, »dann trägst du die Stadt für den Rest deines Lebens in dir.«

Abends nahm ich Tanzunterricht am Boulevard Raspail.

Eines Nachmittags, als ich lesend auf dem Fensterbrett meiner Dienstbotenwohnung sass und mich sonnte, bemerkte ich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig einen Wohnwagen. Besser gesagt war er mir schon früher aufgefallen, weil er seit Wochen dort stand und niemals bewegt wurde. Aber heute sah ich, dass immer wieder Menschen in diesen Wohnwagen stiegen und ihn nach zwanzig oder dreissig Minuten verliessen.

Neugierig geworden legte ich mein Buch – es war Stohmanns *Handbuch der Zuckerfabrikation* – beiseite, schlüpfte in meine roten Sandalen und lief hinunter. Als ich am Wohnwagen angekommen war, erkannte ich, dass er mit silbernen und goldenen Sternen beklebt war. Neben der Eingangstür war ein Schild angebracht: *Signora Sarasate, Voyante*. Eine Hellseherin also! Sofort riss ich die Tür auf – natürlich ohne

anzuklopfen, weil mir das bei einer Hellseherin überflüssig vorkam. Signora Sarasate erschrak so sehr, dass ihr die Mokkatasse, die sie gerade zum Mund hob, fast aus der Hand fiel. Wütend starrte sie mich an. Dann setzte sie, um Fassung bemüht, die Tasse leise klirrend auf die Untertasse zurück und sagte mit erschreckend tiefer Stimme: »Buongiorno, mon fils! Vous désirez?«

»Buongiorno, Signora«, antwortete ich in schönstem Norditalienisch, »ich sah Ihr Schild draussen und würde mir gerne die Zukunft voraussagen lassen! Ob ich Erfolg haben werde im Leben!«

»Schön, komm herein, mein Junge, möchtest du einen Mokka? Er ist heiss und stark, aus meiner Heimat Georgien.«

Ich setzte mich zu ihr an den Tisch, sie nahm meine Hand und kam mit ihrem Gesicht ganz nah an mich heran. Ihr Atem roch nach Kaffee und Nikotin. Ihr starkes Parfüm, es war Paco Rabanne, wie es auch Onkel Rolf aus Acapulco benutzte, betäubte mich. Ich fürchtete mich und weinte ein wenig.

»Hör zu, mein Kleiner«, sagte Signora Sarasate mit ihrer tiefen Stimme, »was ich dir nun sage, ist sehr wichtig. Es wird dein ganzes Leben bestimmen. Hörst du gut zu?«

»Ja, Signora«, wisperte ich ängstlich, »ich höre.«

»Nun gut, hier ist meine Vorhersage, oder besser gesagt ... mein Rat: Versuche nie, schneller zu laufen als die anderen. Du wirst nie vor ihnen ans Ziel kommen! Also sollst du ein Ziel wählen, das ausser dir niemand kennt, dann wirst du der Erste sein, der dort ankommt, auch wenn du noch so gemütlich spazierst!« Hier machte sie mit geschlossenen Augen eine Pause, als wollte sie dem eben Gesagten noch ein

wenig hinterherkosten. Dann riss sie unvermittelt die Augen wieder auf und herrschte mich an: »Und jetzt hinaus mit dir, ich habe Feierabend!« Dabei zeigte sie auf die Wanduhr, es war Punkt siebzehn Uhr. Ich bemerkte, dass unter ihrer Schminke Bartstoppeln wuchsen.

»Wie viel schulde ich Ihnen?«, fragte ich lispelnd.

»Niente, niente«, winkte sie ab, »è stato un piacere, und nun verschwinde endlich, ich habe es eilig.«

Verwirrt stolperte ich aus dem Wagen. Ich überquerte die Strasse und setzte mich auf eine Bank unter einer Platane. Den Wohnwagen behielt ich fest im Visier.

Eine Zeitlang passierte nichts.

Dann, nach etwa zehn Minuten, öffnete sich die Tür. Aus dem Wohnwagen stieg ein Mann in einem eleganten dunkelgrauen Anzug, eine glänzende schwarze Aktentasche in der Hand. Misstrauisch sah er sich nach allen Seiten um, schloss den Wagen ab und verschwand dann hastig in einer Seitenstrasse.

»Parbleu!«, murmelte ich und sprang von der Bank auf. Diese grosse Hakennase! Das war doch Signora Sarasate! Schnell lief ich über die Strasse und folgte ihr etwa zwanzig Minuten lang, bis auf den Boulevard Saint Germain.

Obwohl sie fast rannte, kam ich ihr immer wieder so nahe, dass mir ihr Parfüm in die Nase wehte: Paco Rabanne! Es gab keinen Zweifel mehr!

Als wir an ein grosses Palais kamen, verlangsamte Signora Sarasate ihre Schritte. Vor dem Sandsteinportal blieb sie kurz stehen und zog ihren Anzug straff. Dann gab sie sich einen Ruck, bog in das Portal ein und ging übertrieben energisch direkt auf den Eingang des Palais zu.

»Bonsoir, Monsieur le Ministre!«, schrien die livrierten

Wachen, wobei sie salutierten und die Hacken zusammenschlugen. Signora Sarasate würdigte sie keines Blickes, stieg federnd die fünf Stufen zur Eingangstür hinauf und verschwand im Innern.

Ministère de la Défense las ich auf dem polierten Messingschild am Sandsteinportal. Das war doch allerhand: Der französische Verteidigungsminister eine georgische Zigeunerin! Das würde mir natürlich wieder niemand glauben, weder meine Freunde in der Rue de Fleurus, wo ich Französischunterricht nahm, noch an der Sorbonne. Ich beschloss, diesen Vorfall lieber gar nicht erst zu erwähnen, sondern für mich zu behalten.

Stattdessen schlenderte ich pfeifend nach Hause und holte meine Kamera. Ich hatte mir eine kleine Leica gekauft, mit der ich ausschliesslich Brücken fotografierte. Meine Dienstbotenwohnung hatte ich zur Dunkelkammer umgebaut, was auch nicht übermässig schwer gewesen war. Ich hatte nur das einzige Fenster mit meinem Berberteppich zuhängen müssen. Den Vergrösserer stellte ich auf den Nachttisch, die drei Entwicklungsbecken auf das Bett. Nächtelang entwickelte ich Fotos von Brücken.

Als mein Brücken-Atlas komplett war und ich meinem Französisch den letzten Schliff gegeben hatte, packte ich meinen Koffer und fuhr nach München.

KAPITEL 3

Die Wohnung, die ich bald gefunden hatte, lag im Glockenbach-Viertel. Im Hinterhof, direkt unter meinem Fenster, hatte der Buchbinder Wanninger seine Werkstatt. Pünktlich um fünf Uhr morgens warf er seine heulenden, stampfenden Maschinen an. So auch an diesem schönen Frühlingstag. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken. Gutgelaunt schlüpfte ich in meine roten Sandalen, warf den langen Seidenschal um und ging in den Englischen Garten.

Auf einem Hügel am Monopteros sah ich einen dünnen Mann im Gras sitzen, der damit beschäftigt war, sich aus Butterblumen einen Kranz zu flechten.

»Wer sind Sie, und was machen Sie da?«, fragte ich neugierig.

Nur mässig interessiert sah er mich an, wandte sich dann wieder seinem Blumenkranz zu und murmelte: »Scire volunt omnes, mercedem solvere nemo.«¹

Glücklicherweise hatte ich in Paris auch mein Latein aufgefrischt und konnte ihm nun angemessen antworten: »No-varum rerum cupidus!«²

»Felix, qui potest rerum cognoscere causas«³, entgegnete er seufzend.

Da ich sah, dass er alt und weise war, sagte ich: »A bove maiore discit arare minor.«⁴

1 Wissen wollen alle, dafür zahlen will keiner.

2 Ich bin nach neuen Dingen begierig!

3 Glücklicher, wer den Ursprung der Dinge erkennen kann.

4 Vom älteren Stier lernt der jüngere pflügen.

»Taurum tollet, qui vitulum sustullerit!«⁵, antwortete der kluge Mann, stand auf und setzte sich seinen Butterblumenkranz auf.

»Semper aliquid addiscendum est«⁶, bestätigte ich etwas übereifrig.

»Inspice, felix eris!«⁷, versprach er mir.

Zum Abschied wollte ich ihm noch etwas besonders Nettes hinterherrufen: »A te sudor abest, saliva mucusque!«⁸

Aber Professor Heu war schon hinter einer Hecke verschwunden.

Die folgenden Monate verbrachte ich also im Seminar des Professor Heu. Des einzigen Menschen ausserhalb des Vatikans, der fliessend Latein sprach. »Salve magister!« – »Salvete discipuli!«, so ging es nun Tag für Tag, wenn Professor Heu, in eine weisse Toga gehüllt, eine goldene Leier in der linken Hand, den Raum betrat. Grammatikalische Feinheiten wurden diskutiert. Gerundium und Gerundivum unterschieden. Die Metamorphosen des Ovid wurden hexametrisch vorgetragen. In den ersten Wochen war ich noch amüsiert. Dann war ich irritiert. Dann deprimiert. Lange weile schlich sich ein. Ich war unterfordert. Eines Tages, wir rezitierten gerade Plinius im Chor, stand ich auf und rief dabei, zur Abwechslung diesmal auf Altgriechisch: »Anegnon, egnon, kategnon!«⁹. Damit ging ich zum Ausgang. »Sapientia non est in litteris sed in rebus!«¹⁰, sagte ich zum

5 Einen Stier wird tragen, wer zur Übung ein Kalb gehoben hat!

6 Es gibt immer etwas dazuzulernen.

7 Schau herein, du wirst glücklich sein!

8 Du leidest weder an Schweiß noch an Auswurf, noch an Schnupfen!

9 Ich habe gelesen, ich habe verstanden, ich habe verworfen!

10 Die Weisheit liegt nicht in den Büchern, sondern in den Dingen selbst!